

Guido Morselli

Rom ohne Papst



Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 750 der Bibliothek Suhrkamp

Als *Roma senza Papa* im Herbst 1974 erschien, hatte Italien seine Sensation: Das Buch eines Unbekannten, der nach jahrelangen Absagen durch die Verleger freiwillig aus seinem Sonderlingsleben geschieden war und ein sich durch hohe sprachliche Qualität, außerordentliches Wissen, originelle, faszinierende Thematik auszeichnendes Œuvre hinterließ.

Morselli hat 1966 diesen ernsten, sich jedoch vergnüglich lesenden theologisch-spekulativen Zukunftsroman geschrieben; Pfarrer Walter, ein erkonservativer Innerschweizer, besucht gegen Ende des Säkulum das papstlose Rom, wo er unter Pauls VI. Pontifikat studiert hat. Gespräche über den »Pluralismus« der neuen Theologie, über das einstige Missionierung ersetzende »Apostolat«, die christianisierte Psychoanalyse, die Ökumene, die Toleranz des Rauschgiftgenusses in Klöstern und Lehranstalten, über die Wiedereinführung des Zölibats, über die Gregoriana, das (Elektronen-)Gehirn der Kirche, über die Abschaffung der Marienverehrung, des päpstlichen Unfehlbarkeitsanspruchs, des Teufels, über die Propagierung der Sozialidarität, die Tierseele, die Seelenlosigkeit des Weibes als Wesen ohne Über-Ich lassen ihn das Ausmaß einer Vulgarisierung der kirchlichen und religiösen Sphäre erkennen.

»In *Rom ohne Papst* wurde die kommende Krise der Theologie einer liberalisierten eklektischen Kirche dargestellt – humorvoll, auch kaustisch, aber nicht böseartig, eher mit leiser Melancholie ...« *Francois Bondy*

Guido Morselli
Rom ohne Papst

Römische Berichte vom Ende
des zwanzigsten Jahrhunderts

Roman

Aus dem Italienischen von
Arianna Giachi

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© 1974, 1981, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24415-9

www.suhrkamp.de

Rom ohne Papst

I.

Ich habe mir vorgenommen, die letzten dreißig Kilometer meiner Pilgerreise zu Fuß zurückzulegen. Der Papst empfängt uns am Samstagmorgen. Inzwischen trainiere ich, im ermüdenden Auf und Ab durch das historische Rom, dessen theatralische Kulisse einem helvetischen und das heißt gotischen Auge wie dem meinen eher überraschend als schön vorkommt.

Und doch liebe ich diese Stadt, die ich eigentlich verehren sollte; mit einer profanen, ganz alltäglichen Zuneigung. Einer nur menschlichen Anhänglichkeit. Hier habe ich von 1968 bis 1972 die Jahre meiner Begeisterungsfähigkeit verbracht, als junger Hilfsminutant, der kaum Zeit fand, die Messe zu lesen, und dem seine Vorgesetzten (der arme, gute Monsignore Marin, im übrigen selbst ein verbissener Arbeiter) Vorwürfe machten, weil er sich am Sonntagnachmittag hinter Schloß und Riegel in seinem Büro verschanzte.

Ich habe mir unseren »Schuppen« schon wieder angeschaut. Via della Conciliazione mit ihrem Asphalt und Travertin, zwischen denen die Zeit meiner Blüte dahinging. Die Büros sind dort schon seit einer Weile ausgezogen, jetzt sitzen hier die Fernschreiberinnen des Centurvat oder Centro Turistico Vaticano, des vatikanischen Verkehrsamtes. An den Räumen aber hat sich nichts geändert. Sie sind ebenso stickig und schmutzilig wie damals. Ich könnte schwören, daß ihre Fenster in dreißig Jahren niemals geputzt worden sind. Unter einem Vorwand habe ich die Nase in die beiden Zimmer gesteckt, wo bei uns damals das Protokoll saß. Dort habe ich begonnen, und zwar mit knapper Not: denn ich

wurde nur eingestellt, weil ich drei Sprachen beherrschte, und aus keinem anderen Grund. Zusammen mit mir fing auch mein Altersgenosse Willy Wright an, heute Titularbischof von Colossae und Pro-Staatssekretär. Von unseren Fenstern sah man hinunter auf eine Musikalienhandlung, die uns direkt gegenüberlag (Cassinelli, wenn ich mich recht erinnere), und auf eine Schar langhaariger Jungen mit knatternden Motorrädern, die sich dort jeden Abend versammelten. Willy schüttete ihnen zwei- oder dreimal einen Eimer Wasser über den Kopf, und sie ließen es bei einem kurzen Protest bewenden.

Im Guten wie im Bösen wußte er die Leute richtig zu nehmen, und seine Karriere war verdienstermaßen anders als die meine. Er verließ uns, um (als Militärkaplan) nach Vietnam zu gehen, und schenkte mir nach amerikanischer Sitte »for a going-away gift« einen wunderbaren Wollstoff. Zwei Jahre lang hatte er ebenso großzügig meinen verlotterten Aufzug – für den ich freilich nichts konnte, denn ich war arm – mit Schweigen übergangen. Die Soutane, die ich mir aus seinem Stoff machen ließ, ist – bis auf eine notwendig gewordene Erweiterung – noch dieselbe, die ich gegenwärtig trage.

Denn seit ich in Rom bin, habe ich auf Zivilanzug mit Kollar und Talarweste verzichtet. Und soweit ich sehe, bin ich – unter Römern und Pilgern – der einzige Priester, der zu diesem Opfer bereit ist.

Heute früh war ich in einer Kirche in Garbatella zu Gast. Der Koadjutor nannte mich einen Altertümler, weil ich die Messe noch mit dem Introibo beginne. Er sagt, bei ihnen sei dieses Eingangsgebet nicht mehr üblich. Einfach abgeschafft. Dies ist ein Land, wo man

glücklich ist, wenn man eine traditionelle Form loswerden kann. Dafür gibt es etwas, das sich niemals ändert. Die Phonhaltigkeit der Luft, die heute nicht geringer ist als zu meiner Zeit: die akustische Dimension jeder Lebensäußerung, in den Häusern und im Freien, nachts wie tags, auf jeder Stufe des Erträglichen und darüber hinaus. Diese durch nichts zu dämpfende Lautstärke habe ich ebenso wieder angetroffen wie auf den Straßen das fröhlich umherwirbelnde Altpapier und die Löcher, in denen sich nach einem Gewitter der weiße Himmel spiegelt. Verschwunden aber ist Cassinellis Geschäft mit seinen elektrischen Gitarren und den Fliegen in seiner Auslage, und verschwunden sind die dröhnenden Motorräder und die jungen Quiriten, die sie zwischen ihren gespreizten Beinen hielten. Es waren dieselben Jungen, die sonntags Stoffstreifen an die Touristinnen vermieteten, die sie unten an ihre Miniröcke hefteten, um die Peterskirche betreten zu können.

Die Jungen von vor dreißig Jahren setzen jetzt in den riesigen Bauten des EUR geruhsam Fett an. Gregorovius nennt diese Stadt wunderbar und düster. Goethe sagt, sie sei die einzige irdische Wirklichkeit, die für ihn Bestand habe. (Wenn er dabei nicht etwa seine berühmte Ciociarin im Sinn hatte.) Für mich war Rom nicht nur ein *hortus conclusus*, es war eine Welt, die mit sieben Siegeln verschlossen war. Ich wohnte in dieser Stadt, brachte es aber nicht fertig, wirklich in ihr zu leben. Alles entzog sich mir oder irritierte mich. Doch wenn ich Rom jetzt erneut betrete, frage ich mich, wie ich es ausgehalten habe, dieser Stadt dreißig Jahre lang fernzubleiben.

Die Anziehungskraft von Rom ist eine abgedroschene

Geschichte. Und doch entdecke ich sie nun im Blick des Mädchens hinter der Bar in der Via della Scrofa; in dem derben Dialekt, der so anders klingt als das trockene Italienisch, das man in Arezzo oder La Spezia zu hören bekommt; im gestrigen Sonnenuntergang mit seinem Wein- und Kardinalsrot und seinen Wolken, die man nur als barock bezeichnen kann und die »es nicht schaffen«, sich von den Turmspitzen von Sant' Agnese zu lösen. Das alles hat nichts Verwunderliches. Denn Rom bedeutet üblicherweise die Landung auf der Insel der Seligen, dabei spricht unsereins leicht beklommen von einer Pilgerreise oder einem Besuch *ad limina*.

Zu Hause ist meine Lotte ganz sicher, daß ich bis in meine Träume hinein ein treuer Ehemann bin. Sie würde sich wundern. Keiner meiner Gedanken gilt Einsiedeln, das von hier aus gesehen so unwirklich erscheint und dem alles widerspricht: fern wie das Paradies von der Hölle. Denn, sofern das noch eigens gesagt werden muß, es ist immer wieder das gleiche: uns Deutschstämmigen kommt diese Stadt mit ihren fünfhundert Kirchen (die für uns nicht wie Kirchen wirken) und ihren Scharen glutäugiger Seminaristen wie eine der möglichen Einübungen auf die Hölle vor.

Natürlich täuschen wir uns: in dem bescheidenen Rom vom Ende dieses Jahrhunderts gibt es wahrhaftig wenig Schwefelgeruch. Und doch stehen für uns auch heute noch der christliche Himmel und der römische Himmel unter entgegengesetzten Vorzeichen. Ein unaufhebbarer Widerspruch, und das heutige Papsttum in seinem programmatischen Exil oder das Papsttum in Avignon empfinden wir als verdienstvolle Versuche, sich ihm zu entziehen. Aber nur als Versuche.

Am Eingang zur Bar in der Via della Scrofa stieß ich auf Werner Feuz, mit dem ich von zu Hause hierhergereist bin. Er erkannte mich nicht, er sieht immer schlechter; aber die Hitze in Rom bekommt ihm, er wirkt erholt. Die Krankheiten dieses guten Priesters haben in den letzten Jahren für mein äußeres Leben die Rolle eines Katalysators gespielt. In einem chemischen Prozeß, der nur mühsam in Gang kam. Bei den ersten Anzeichen einer Arthritis der Nackenwirbel gab Feuz seine Unterrichtstätigkeit auf. Der Bischof machte mich zu seinem Vertreter, ich übernahm die Fächer Rhetorik und Geschichte. Das heißt letzten Endes zwei Lehrstühle. Und das als namenloser Pfarrer, wenn auch nicht ohne jeden akademischen Titel. Noch ein paar Jahre, und Feuz, dem es bei alledem, Gott sei Dank, glänzend geht (Lotte nennt ihn einen *trompe-la-mort*), entdeckte, daß er Bronchialasthma im letzten Stadium hat. Er ließ sich an das Seminar in Lugano versetzen, und ich bekam seinen Platz im Domkapitel. Erst Lehrstuhl und Sitz im Domkapitel, dann bischöfliches Sekretariat und Chefredaktion des täglich erscheinenden Diözesanblattes, *morbis tuus salus mea* – deine Krankheit ward mir zum Heil. Ich habe ihm das auf der Reise sagen müssen, ich habe ihn auf die seltsame Bindung aufmerksam gemacht, die zwischen uns entstanden ist. Feuz lachte: »Wer weiß, ob sie nicht auch mir zustatten kommt, jedenfalls geht es mir jetzt besser.« Er ist ein gutartiger Mensch. Er prophezeit mir den Sprung vom Sekretär zum Generalvikar. »Du bist dafür genau der richtige Mann, *vir aptissimus*«, sagte er, »ich schreibe ihm und schlage ihm das vor, du wirst schon sehen.«

»Aber nein, Feuz, die stellvertretende Leitung einer

Diözese? Wo ich doch gestern noch ein armer Pfarrer war.«

Aber er besteht darauf.

»Du solltest den Worten nicht zuviel Bedeutung beimessen, praktisch hast du die stellvertretende Leitung der Diözese schon jetzt in der Hand. Du bist dazu qualifiziert. Endlich ist unsere kleine Zeitung lesbar geworden. Und die bischöflichen Rundschreiben? Auch sie haben endlich Hand und Fuß.«

Und so weiter. Gott verzeihe mir, daß ich all dieses Geschwätz überhaupt wiedergegeben habe.

Doch wenn es mir mit dieser Bitte um Verzeihung ernst ist, tue ich gut daran, zur Tagesordnung zurückzukehren.

Ich lese meine römischen Notizen noch einmal durch und kann ihren pathetischen oder einfach journalistischen Impressionismus entschuldigen. (Auch wenn der erste Kontakt mit Rom mich eigentlich zu Besserem hätte inspirieren sollen.) Nicht zu entschuldigen ist dagegen die Tatsache, daß ich von meiner priesterlichen Amtstätigkeit im Ton eines oberflächlichen Karriere-machers gesprochen habe, der Berufung mit Berufslaufbahn verwechselt. Was mir im Grunde völlig fernliegt, das kann ich auf Ehre und Gewissen sagen. Daß ich mit den zwei Talenten – oder halben Sesterzen –, die der Herr mir gegeben hat, wuchern soll, weiß ich, aber ich glaube, daß ich es niemals zugunsten eines lediglich persönlichen, wenn vielleicht auch gerechtfertigten Ehrgeizes getan habe.

Ich war immer der Ansicht, daß in Zeiten wie den

unseren, wer am Ruder ist, dieses Ruder auch handhaben soll, denn das Schifflein ist auf Fels gelaufen. Nicht die kleine ländliche Kirche von Einsiedeln, nein, die KIRCHE. In dem winzigen Umkreis, für den ich zuständig bin, bleibe ich unter Aufbietung aller meiner Kräfte am Ruder, und wenn es morgen von mir verlangt werden sollte, übernehme ich die Wache auf der Kommandobrücke und denke dabei so wenig wie möglich an mich selbst. Andere Pläne habe ich nicht.

Don Costantini sagt mir, daß der »Osservatore« vor Monaten meine Abhandlung »Verteidigung der Hyperdulie« erwähnt hat. In der Rubrik »Eingegangene Bücher«. (Also 5-Punkt. Das ist nun nicht zu ändern.)

Costantini tröstete mich: es sei nicht ganz ausgeschlossen, daß Seine Heiligkeit das Buch auf seinem Schreibtisch sehen will. (Oder doch in seiner Bibliothek.) Die arme Lotte hatte das schon geahnt. Mir würde schon eine Rezension von einer halben Spalte genügen, aber selbst das halte ich – und nicht aus geheuchelter Bescheidenheit äußerte ich es auch Costantini gegenüber – für unwahrscheinlich. »Civiltà Cattolica« schweigt sich darüber aus, und dabei habe ich schon im April des vorigen Jahres drei Exemplare an die Zeitschrift geschickt.

Daß die nichts von mir wissen wollen, ist im Grunde erklärlich. Mit den hochwürdigen Jesuitenpatres habe auch ich noch nie etwas im Sinn gehabt. Im Gegenteil. Je mehr ich von ihnen kennenlerne, desto häufiger frage ich mich, ob ich nicht ein Anhänger Pascals bin.

Die »Verteidigung« (dreißig Monate unbeachteter, mörderischer Arbeit) verfolgt nur ein einziges Ziel:

eine Diskussion, die immer mehr soziologischen, ethnologischen, ja selbst politischen Charakter annimmt, auf ihr angestammtes Terrain zurückzuholen. Dabei ist das Problem, um das es geht, rein dog-ma-tisch. Die Schrift soll deshalb die Rechtgläubigen veranlassen, gegen das Ketzertum Stellung zu beziehen. Man darf nicht länger aufgrund von Meinungsumfragen und Interviews darüber diskutieren, ob die Mutter Gottes, wie so viele andere, nur eine konvertierte Jüdin war oder bestenfalls eine Heilige.

Die Redaktion einer Zeitung, selbst einer Provinzzeitung ist ein Beobachterposten. Kurz vor meiner Abreise nach Rom erhielt ich einen Agenturbericht, den ich nicht veröffentlichen werde, und um den die große Presse sich nicht kümmern wird, der aber ein abwegiges Verhalten deutlich ins Blickfeld rückt. In Sizilien und Kalabrien sind »Pro-Hyper-Agitationsausschüsse« gegründet worden, deren Organisation von Laien, und zwar von den örtlichen Honoratioren ausgeht. Es handelt sich um eine Reaktion auf eine entgegengesetzte Bewegung, die »Anti-Hyper«, die vor Jahren ihren Ausgang von Frankreich, Spanien und Holland nahm und von den – um nichts anderes zu sagen – mißverständlichen Äußerungen weiland Seiner Heiligkeit Liberus I. ermutigt wurde, dessen verzichtbereite Mario-logie so viele Gläubige erstaunte und betäubte. Kurzum, die Katholiken rotten sich für oder gegen ihre Patronin zusammen, für oder gegen den Kult, den sie ihr zweitausend Jahre lang gewidmet haben. Aber der schlimmste Schaden besteht darin, aus dieser Angelegenheit wie aus der Abschaffung der Gefängnisse in unserer kleinen Schweizer Republik, dem Abriß der

Wolkenkratzer in Amerika oder aus der monosexuellen Ehe in Schweden eine Sache der öffentlichen Meinung zu machen. Die moderne Kirche hat, so möchte ich es etwas vereinfachend ausdrücken, zwei Grundpfeiler: die tridentinische Lehre und den Papst. Es besteht keinerlei Bedürfnis, diese Zweiheit durch die Konsekration eines »Heiligen demokratischen Geistes« endgültig in eine Trinität zu verwandeln.

Die Unantastbarkeit der Marienverehrung, eines privilegierten, halbgöttlichen Kultes muß der Papst aufgrund einhelliger Meinung seiner Theologen dekretieren. Ich gebe zu, daß man über Einzelheiten ihrer heutigen »Form« diskutieren kann, aber auf geeigneter Ebene. Man kann dieses Thema nicht zum Gegenstand eines Referendums machen, zu dem der Klerus oder gar die Gläubigen aufgerufen werden. Das Fernsehen hat sich da nicht einzumischen, und den Laien ist kein Mitspracherecht und keine Autorität in dieser Angelegenheit zuzubilligen.

Die Frage bringt letzten Endes einen Hauptfehler unseres Jahrhunderts ans Tageslicht: die Vulgarisierung und Laisierung der kirchlichen und religiösen Sphäre. Nun lasse ich meinen empörten Alarmschrei ertönen. Schluß mit den Hyperisten und Anti-Hyperisten, Abkürzungen, die sich für Fußballmannschaften eignen. Schluß mit all diesen unzuständigen und unverantwortlichen Verbänden, Vereinen und Ausschüssen, die an das Gewissen von dreihundert Millionen Katholiken appellieren und an deren Spitze Kaufleute, Ärzte und Musiker stehen.

Laßt diese fundamentale Tradition und Institution von den dazu legitimierten und das heißt kompetenten

Leuten verteidigen. (Nennen wir sie ruhig Spezialisten.) Es ist ihre Sache, sich mit der neuen Irrlehre auseinanderzusetzen. Und vielleicht war es die Aufgabe des bescheidenen Theologen aus Einsiedeln, die Frage in diesen vorläufigen Begriffen aufzurollen, die – wenn ich nicht irre – die zutreffenden sind.

II.

Bambino-kratie: was Italien bewegt und beherrscht und wovon es besessen ist, sind nach wie vor seine Kinder. Hier bei Costantini, der mich beherbergt, hält sich ständig ein rundes Dutzend auf. Sie kommen aus dem Gemeindesaal herauf und schwirren wie die Fliegen durch die glühend heiße Wohnung des Pfarrers. In der Sakristei verkleiden sie sich mit den Kaseln und Vespermänteln, und hier oben klimpern sie auf der Schreibmaschine herum. Sie spritzen Wasser auf das Geschirr, das wir gerade fertig abgetrocknet haben. Das Größte mag etwa acht Jahre alt sein.

Für Costantini in seiner Junggesellenwirtschaft (er hat nicht einmal eine Haushälterin) stellen sie einen Trost dar. Hingerissen fragt er mich: »Don Walter, heißt das nicht, zu uns selbst kommen?«

Dabei hat man nicht einmal während des Essens seine Ruhe. Um meine Notizen auf den jüngsten Stand zu bringen, habe ich mich auf der Toilette eingeschlossen. Mit einem Ausblick auf verfallende Dächer und die fernen Kapitelle alter Säulen. Und einer Wasserspülung, die nicht funktioniert. Rom.

Er holt mich aus meiner Höhle. Er faßt mich an den Unterarmen und zwingt mich mit engelhafter, unwiderstehlicher Zielstrebigkeit, ans Fenster zu treten, das auf den Hof hinausgeht. Ich soll teilnehmen.

»Heute sind es achtzehn. Alles Arbeiterkinder. Ich hole sie von der Straße, aus der Verwahrlosung. Wenn ich nicht wäre...«

Dabei stimmt das gar nicht. In den weiten Hof von blendender Helligkeit mit ein paar kümmerlichen Aka-

zien auf der einen Seite und einem Haufen von Pflastersteinen zwischen Büscheln von Brennesseln, die weiß von Staub sind, in der anderen Ecke teilen sich zwei Handwerker, ein Schreiner und ein Matratzenmacher oder Tapezierer, die hier ihr Werkzeug und ihre Arbeitsplätze haben. Aber der Durchgang zur Straße unter der Pfarrerswohnung widerhallt von Weibergeschwätz. Wenn ich mich hinauslehne, sehe ich ungeschlachte Füße in Schlappen und Beine mit Krampfadern auftauchen. Es sind Frauen, die dasitzen und den Kindern zuschauen. Ihren Kindern, denn hin und wieder geht eine von ihnen zu einem der kleinen spielenden Schreihälse und zieht ihm die Hose hoch oder putzt ihm die Nase. »Regazzini« nennen sie sie oder lieber noch »'ste criature«. Denn der Kult der eigenen Kinder empfängt seine Weihe aus der Verbindung des Irdischen mit dem Ewigen, und die Kinder sind die Geschöpfe schlechthin: die Freude an ihrem Besitz fällt Mann und Frau zu, die Verantwortung, sie in die Welt gesetzt zu haben und sie darin zu erhalten, ist unbestritten eine Angelegenheit Gottes.

Die Handwerker hämmern und singen, die Kinder rennen einander nach, die Frauen zetern, im Fernsehen maunzt eine Geige, und nur die Zikaden verzichten, von Staub und Lärm überwältigt, darauf, sich hören zu lassen. Glückselig tritt der alte Costantini vom Fenster zurück, hütet sich aber, es zu schließen. Wir setzen uns zu den Täßchen, in denen der Kaffee nur noch lauwarm ist.

»Nicht wahr, Walter? Lasset die Kindlein... und so weiter. Darin besteht für mich das Priesterleben.«

Ich würde am liebsten antworten, Jesus hätte sich

diese vielzitierte Aufforderung als überflüssig erspart, wenn er in Rom gelebt hätte. Costantini steht schon wieder am Fenster. Die Kinderstimmen klingen noch schriller als zuvor. Aus voller Kehle schreien sie etwas, so laut sie können. Was ist nur los?

»Pfaffenkind, Pfaffenkind«, rufen sie unten im Takt.

Sie bilden einen Kreis um einen Spielgefährten, einen kleinen Jungen von sechs oder sieben Jahren, der weint.

»Pfaffenkind.«

Costantini krempelt die Ärmel hoch, brüllt, droht, aber lacht dabei. Ich weiß nicht wie, gelingt es ihm von da oben, die Kleinen zu vertreiben, die Gruppe zerstreut sich. In seraphischer Laune wendet er sich an mich.

»Es geht um Annibale. Sein Vater ist Koadjutor bei San Bernhardino. Sie haben nicht unrecht, er ist der Sohn eines Priesters. Das kindliche Bewußtsein hat eben die Priesterehe noch nicht akzeptiert. Das mußt du verstehen.«

Das kindliche Bewußtsein? Mein Gastgeber ist ein Optimist. Gestern fuhr ich in Soutane mit der Magnetkissenbahn nach Ostia. Eine Frau, die hinter mir stand, starrte auf den goldenen Ehering an meinem Finger und sagte zu anderen Frauen etwas darüber. Dann wandte ein junger Mann sich an mich: »Na, Hochwürden, und wo steckt denn die Frau Gemahlin?«

In kirchlichen Kreisen, ob offiziell oder nicht, ob zustimmend oder nicht, scheint man die Neuerung verdaut zu haben. Aber diese südländische Bevölkerung in ihrer abergläubischen Naivität (es geht dabei nicht